Ostdeutsches Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 27. 1896.

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Harry v. Rothhausen war eine Zeitlang auf dem Feste von Niemand bemerkt worden als von Frau v. Marlow, welche ihrerseits die Gruppe Behrenberg-Bergmann scharf beobachtete. Die Schwärmerei Ottbert's für sie, die heute zwar nicht weniger leidenschaftlich als sonst, aber doch durch seine Rücksicht auf die Eltern in Schranken gehalten war, genügte ihr nicht. Sie brauchte Jemand, der starken Erfolg in der Gesellschaft hatte, wie zum Beispiel Heinz Bergmann. Obgleich er nur ein Bürgerlicher, hätte sie ihn gerne als Trabanten angenommen, schon weil er ein reicher Mann war; aber das zu erreichen war freilich gar keine Aussicht. Harry v. Rothhausen, ihr getreuer Freund und Kompagnon, schien völlig in Acht und Bann gethan von dem Kreise, der sich um Heinz Bergmann bewegte, er spielte heute eine geradezu obskure Rolle. Sie ärgerte sich darüber. Sie selbst war von einem hübschen Blumenmädchen, das auf der Wiener Rennbahn ihre Sträuße feil hielt, zu einer großen Dame avancirt. Und solch' ein ungeschickter Mensch, wie dieser Harry, mit altem Namen, Beziehungen, vornehmem Aeußeren, wußte es zu nichts zu bringen! Höhnisch stachelte sie ihn auf: „Mein Gott, Ihr Vetter hat ja heute einen riesigen Erfolg. Ich weiß nicht, wozu Sie mir eine Einladung verschafft haben — wozu Sie selbst da sind! Doch nicht, um uns die Erfolge Anderer anzusehen? Ich begreife Sie nicht. Wenn ich ein Mann wäre, in Ihrer Lage, ich begänne etwas! Entführen Sie doch die Komtesse Hilda! Machen Sie einen Skandal, der Sie zum Helden des Tages macht; lassen Sie sich dann von Ihrem Vetter fordern — genug, thun Sie irgend etwas, was Sie auf die Höhe der Situation bringt, anstatt hier zähneknirschend in einer Ecke zu stehen.“ Und mit einem spöttischen Lächeln nahm sie Ottbert's Arm.

Harry bedurfte dieser höhnischen Anreizung nicht, er wäre ohnehin fast vergangen vor Neid und Wuth.

Die arme Hilda war ganz erschrocken, als sie irgendwo sein blasses, entstelltes Gesicht auftauchen sah, und sie glaubte ihren Bräutigam leise warnen zu müssen, der sie aber vergeblich zu beruhigen suchte.

In diesem Augenblick rief ihn der Intendant zu sich heran, um sich, wie er sagte, zu revanchiren; er wolle Heinz Jemand vorstellen, der ihm nützen könne. Und er führte den jungen Dichter dem Prinzen Benedikt zu, der es liebte, sich mit einem literarischen Nimbus zu umkleiden.

Während Heinz so beschäftigt war, hatte sich Harry in auffallender Weise mit Hilda zu thun gemacht, die inzwischen zu ihrer Mutter zurückgekehrt war. Er war frech vertraulich an sie herangetreten und hatte einen Ton angeschlagen, welcher der alten Gräfin geradezu Schrecken einflößte. Eine ernste Ermahnung hatte nichts gefruchtet. Ja, nun wagte er gar, das junge Mädchen um die Taille zu fassen. Die Gräfin Behrenberg, die sich in entsetzlichster Lage sah, rief nach ihrem Mann, sie rief schließlich Heinz zu Hilfe; und glücklicherweise war ihr zukünftiger Schwiegersohn auch nicht fern. Als er nun an die Gruppe herantrat, sagte er ernst: „Mein Herr Vetter scheint zu viel getrunken zu haben, ich werde gleich Ordnung schaffen,“ und er machte eine Bewegung auf Harry zu. „Ich bitte Dich dringend,“ herrschte er ihn energisch an, „meine Braut sofort in Ruhe zu lassen.“

Aber Harry spielte den Betrunkenen, versuchte den Schein zu wecken, als sei

Neuigkeiten. Nach einem Gemälde von W. Hasselbach. (S. 211)

zwischen Hilda und ihm wirklich etwas vorgefallen.

„Wir sind ja Jugendgespielen," näselte er; „Du solltest Hilda dies Plauderstündchen gönnen, bevor die aufgezwungenen Bande einer verhaßten Ehe ihr dergleichen unmöglich machen."

Noch immer beherrschte sich Heinz.

„Ich habe Dir schon neulich gesagt," fuhr er fort, „daß Hilda nicht gezwungen worden ist. Ich gebe Dir noch einmal mein Wort darauf und werde sie nunmehr selbst bitten, Dir das zu erklären."

Auch das blieb vollkommen eindruckslos auf Harry.

„Was ihr Beide mir erzählt, werde ich niemals glauben," antwortete er unverschämt. „Sie liebt mich, sie ist eben verkauft worden!"

Hilda, die mit steigender Angst der Entwickelung dieser Scene gefolgt war, trat nun zwischen die Beiden, erhob flehend die Hände und bat Harry, zu gehen.

„Ach was!" antwortete dieser brutal; „spiele nicht diese Komödie" — Harry hatte sie vorher niemals „Du" genannt — „mich wirst Du nicht dumm machen."

Nun brauste Heinz empört auf: „Du solltest Dich schämen, Dich öffentlich so zu betragen, Du verunglimpfst die Uniform, Du verdienst einfach hinausgeworfen zu werden."

„Das wirst Du büßen," brüllte Jener jetzt, und ein sichtlicher Triumph blitzte über sein verzerrtes Gesicht.

In diesem Augenblick schlug Heinz' Stimmung um.

„Du wolltest also Skandal beginnen?" sagte er jetzt in ruhigem, überlegenem Tone. „O, ich durchschaue Deine Absicht! Nun, so laß Dir denn versichern: ich werde mich mit Dir nicht schlagen. Ich denke nicht daran, meinen Vater im Grabe so zu kränken. Ich habe nicht den mindesten Grund, mich dem ersten besten Raufbold zu stellen. Tobe Dich aus, wie Du willst — ich werde von Deiner Existenz nicht mehr Notiz nehmen."

Hilda drückte ihm mit warmer Dankbarkeit die Hand. Sie hatten sich in diesem Augenblick inniger denn je gefunden.

Stolz nahm sie Heinz' Arm und schritt mit kalt-verächtlichem Blick an Harry vorüber.

In maßloser Wuth stampfte Harry v. Rothhausen mit dem Fuße auf, ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen . . . er war geschlagen.

Was blieb ihm nun noch übrig? Er hatte doch anständig handeln, nicht morden wollen! Und doch, die Existenz dieses Menschen war ihm unerträglich. Uebermannt von seinem sinnlosen Zorn stürzte er ihm einige Schritte nach und raunte ihm halblaut in die Ohren: „Sie wird niemals die Deine, ich schwöre es Dir!" Heinz zuckte blos die Achseln und schritt weiter.

11.

Harry verbrachte eine völlig schlaflose Nacht. Was blieb ihm nun noch übrig? Heinz hatte vor Hilda erklärt, er werde sich nicht mit ihm schlagen. Da konnte ihm also seine erprobte Fertigkeit im Pistolenschießen wenig helfen! Nutz- und zwecklos waren seine gutgezielten Kugeln, wie sein Leben, das schon heute ein verlorenes war.

Seit dem Tode des Onkels hatte dies Dasein nur den einen Inhalt gehabt: Rache zu nehmen an Jenem, der ihm Alles geraubt. Und auch diese wollte ihm das Schicksal mißgönnen!

Aber nein, noch durfte er nicht verzichten, schon um Hilda's willen nicht. Hatte Jener ihn um Stellung und Vermögen, um allen Lebensgenuß betrogen — Hilda durfte nicht auch noch ihm anheimfallen! Denn sie folgte ihm nicht aus freier Wahl, sie wurde ein Opfer der brutalen Macht des Geldes. . . .

So legte sich's Harry sophistisch zurecht, daß Heinz im Grunde nichts als ein Verbrecher sei; ja, ein Verbrecher, der sich mit geraubtem Gelde ein schönes Mädchen kauft. Nimmermehr würde er, Harry, das geschehen lassen!

All' der giftige Groll der Enttäuschung, der in ihm zehrte und fraß, bäumte sich dagegen auf, er mußte Mittel finden, Hilda Jenem zu entreißen.

Ein neuer Entschluß war über Nacht in ihm gereift, ein finsterer, abscheulicher Plan. Von seiner Mutter wußte er, daß Heinz augenblicklich auf Rothhausen weilte. Den Revolver in der Tasche, fuhr Harry ihm nach, er fühlte sich zu Allem fähig! Er würde einen Streit vom Zaune brechen, würde den Mörder seines Glückes niederschießen oder doch ihn unter vier Augen zum Zweikampf zwingen. Was für ein Anlaß sich immer ergab, irgend etwas Entscheidendes mußte geschehen.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als er von der Bahnstation aus sich zu Fuß nach Rothhausen begab. Er wählte den Feldweg, der ihn durch die in vortrefflichstem Kulturzustande befindliche Besitzung seines Vetters führte. Eine bittere Empfindung erfaßte ihn Angesichts all' des blühenden Gedeihens ringsum. Jenem quoll der Segen überreich entgegen — lachendes Gefilde, frisch aufgeforsteter Wald mit seinen saftigen jungen Trieben — überall frohes Werden und Wachsen, überall die leuchtende Sonne des Glückes. Nur sein, Harry's, Weg führte durch Nacht und Grauen — zum Morde!

Er bedachte nicht einen Augenblick, daß sein Vater Alles vernachlässigt hatte, daß es lediglich Onkel Heinrich's Verdienst war, wenn heute aus der Wüstenei von damals neues, reiches Leben aufsproßte. Nur immer und immer wieder das Eine sah er: wie Jener ihn um sein angestammtes, um sein heiliges Recht betrogen hatte. Nun leuchtete aus dem frischen Waldesgrün das Dach von Peter's Hause auf. Peter selbst, das wußte Harry, befand sich in der Hauptstadt; er hatte sich heute Früh noch versichert, daß ihm der unausstehliche, dummschlaue Geselle hier nicht in den Weg treten würde.

Mit schnellem Entschluß trat er ein; hier wohnte außer Peter nur noch ein junger, kürzlich angestellter Forstgehilfe. Harry wollte hier übernachten.

Peter war verwittwet; seine Tochter Grethe, ein hübsches aufgewecktes Mädchen von etwa achtzehn Jahren, führte ihm die Wirthschaft, wie es auch zu ihren Obliegenheiten gehörte, die Zimmer des jungen Herrn im Schlosse in Ordnung zu halten. Eine alte bäuerliche Magd versah die grobe Arbeit.

„Wollen Sie mich wohl heute Nacht hier behalten?" fragte Harry die Alte, die ihm im Hausflur begegnete. Er wolle sehr früh auf den Anstand gehen, fügte er erklärend hinzu.

Die Magd war rathlos, da Grethe sich gerade auf dem Schlosse befand. Sie wollte den Förster fragen, meinte sie, und rief den jungen Mann aus seiner Mansarde herunter.

Es war ein vierschrötiger, breitschulteriger Bursche, das Gesicht nicht unhübsch, aber doch auch nicht sympathisch. Etwas wie Rohheit, wie leidenschaftliche Heftigkeit sprach aus diesen Zügen.

Um seine Meinung befragt, brummte er unwirsch: „Was scheert das mich, was die jungen Herren thun!" Und er stieg die Treppe wieder hinauf.

Harry war nicht der Mann, viel Umstände zu machen. Mit den Räumlichkeiten vertraut, drückte er ohne Weiteres die Thür zu einem der ebenerdigen Zimmer auf und machte sich's bequem. Die alte Lise stutzte einen Augenblick, dann ging sie schweigend an ihre Arbeit. Herr Harry gehörte ja zur Herrschaft — was ging's sie an?

Nun war Harry allein in dem Fremdenzimmer des freundlichen, aber einsamen Wohnhauses. Er fühlte sich Herr des Terrains, das er auch schon ein wenig rekognoszirt hatte. Dieser brutale junge Förster schien nicht übel für Harry's Zwecke zu verwenden; der Mann war zweifellos unzufrieden mit dem neuen Herrn. Man mußte sich an den Burschen machen, ihn ausholen, erfahren, wo es bei ihm saß.

Anfangs zeigte sich der Forstgehilfe verschlossen. Harry hatte ihn herunterrufen lassen, um seinen guten Grog nicht so allein herunterwürgen zu müssen, wie er sagte. Der junge Mann that zwar Bescheid, aber er schwieg. Erst als Harry einige spöttische Bemerkungen über Heinz losließ, schaute er auf.

„Solch' steifen Grog mag es wohl kaum geben, wenn der Herr Doktor jagen kommt," warf Harry hin.

„Der junge Herr jagt überhaupt nicht," antwortete der Förster.

„O, der hat Besseres zu thun," ging der Baron nun weiter, „der steckt in seinen Büchern . . ."

„Und steigt den jungen Mädchen nach," fuhr der Forstgehilfe zornig heraus.

Da also sitzt es! Sieh, sieh, der fromme Vetter Heinz!

Beim dritten Glase war der Bursche ganz mittheilsam geworden. Er beklagte sich bitter, daß er nun schon so lange vergeblich um die Grethe, um des Inspektor Peter's Tochter, werbe. Er glaube, sie halte es mit dem Herrn Doktor.

„Ei der Teufel!" entwischte es dem entzückten Harry.

Wenn er doch nur Näheres herausbringen könnte! Das wollte er dem scheinheiligen Stubenhocker einträuken! Allein mit dieser reizenden Geschichte würde er ihn bei Hilda unmöglich machen — ein- für allemal.

Aber der Förster war plötzlich verstummt. Vielleicht wußte er nichts, sah in wilder Eifersucht Gespenster. Gleichviel, da war ein Haken, wo man einsetzen konnte. . . .

Wieder verbrachte Harry eine fast schlaflose Nacht. Schaurige Bilder stiegen vor ihm auf, blutüberströmte Gestalten, die röchelnd auf ihn wiesen und immer wieder ein anderes Gesicht zeigten. Bald sah er Hilda, von einem Schuß in's Herz getroffen, vor sich zusammensinken, die großen, blauen Augen wie in schmerzlichem Vorwurf auf ihn gerichtet; dann den Leichnam seiner Mutter, deren starrer Blick ihn erschauern machte. Im Traume versuchte er die Lider zu schließen, aber immer von Neuem fielen sie zurück, und jener gräßliche, anklagende Blick durchbohrte ihn noch immer. Endlich stand er vor Heinz. Auch er blutete aus einer tiefen Stirnwunde, aber er schritt aufrecht auf den entsetzten Harry zu und streckte ihm mit mildem, versöhnlichem Ernste die Hand entgegen.

Als Harry, in Schweiß gebadet, erwachte, betraf sein erster Gedanke Grethe. Von ihr würde er erfahren, wie die Dinge standen.

Er hatte sie seit Jahr und Tag nicht gesehen, auch früher nie auf sie geachtet. Solch' ein dummes Bauernmädchen würde sich schnell verrathen. Sie war schon auf dem Wege nach dem Schlosse und Harry eilte ihr beschleunigten Schrittes nach. Um keinen Preis wollte er sie im Schlosse selbst aufsuchen, denn Heinz durfte von seiner Anwesenheit nichts erfahren.

Nun hatte er sie eingeholt. Und mit angenehmem Erstaunen sah er ein bildhübsches, adrett gekleidetes Mädchen vor sich. Ja, das war beinahe eine Schönheit. Da ließ sich am Ende des Forstgehilfen Eifersucht begreifen.

Grethe, der man gesagt hatte, der ungewohnte Gast wolle sehr früh hinaus auf den Anstand, war nun nicht wenig verwundert, ihn plötzlich an ihrer Seite zu sehen. Er sei im

Auftrage seiner Mutter hier, ganz heimlich, es handle sich um eine Ueberraschung für — Heinz, sagte er ihr. Und richtig, sie begann jetzt sehr aufmerksam zu werden.

„Ich will doch nicht hoffen," warf er lauernd hin, „daß Sie mir den Spaß verderben, mich verrathen!"

Grethe wehrte lebhaft ab. Sie schwatze überhaupt nicht. Und wenn es sich nun gar um den Herrn Doktor handle . . .

„Es scheint, mein Herr Vetter gefällt Ihnen?"

„Ein reizender Mann," bestätigte sie unbefangen. „So schlicht, so freundlich, so antheilvoll . . ."

„Sonst nichts?" meinte Harry mit schlecht verbissener Ironie. Und gleich auf sein Ziel losgehend, fuhr er jetzt heraus: „Gefällt er denn dem Förster, Ihrem Zukünftigen, auch?"

Das Mädchen stutzte einen Augenblick.

„Ach, der Wilhelm!" meinte sie schließlich, „der ist auf Jeden eifersüchtig!"

„Ganz ohne Grund, mein schönes Kind?" bemühte er sich zu scherzen.

Sie sah ihn groß an.

„Natürlich ohne Grund! Er ist eben ein heftiger, leidenschaftlicher Mensch! Ich fürchte mich fast vor ihm, deshalb hab' ich auch immer noch gezögert . . . Aber, auf den Herrn Doktor eifersüchtig zu sein, hat er nun schon gar keine Ursache! Was sollte auch solch' ein feiner, vornehmer, gebildeter Mann mit mir? O ja, er ist immer gütig, aber das ist er zu Jedem. Fragen Sie nur im Dorfe, Herr Baron, oder in der Fabrik, ob Sie Einen finden, der ihn nicht mag! Und nun gar ich, wie sollte ich nicht gern mit ihm reden, wenn er Zeit dazu findet!"

„Aber er findet sie — nicht wahr?"

„Mitunter schon. Neulich hat er mir so schöne Verse in's Stammbuch geschrieben, ach, ganz wunderschöne Verse! Ich kann sie längst auswendig!"

Das allerliebste kleine Mädchen glühte förmlich vor Begeisterung für „ihren" jungen Herrn. Harry begann jetzt zudringlicher zu werden. Warum sollte denn alles Gute, alles Begehrenswerthe nur für Heinz verbleiben? Grethe aber, von dem sicheren Instinkt der Unschuld geleitet, beeilte zusehends ihre Schritte und schien ihm geradezu davonlaufen zu wollen. Erregt hastete er bald hinter, bald neben ihr her, sie mit zweifelhaften Komplimenten überschüttend.

So sehr war er in Hitze gerathen, daß er gar nicht gewahr wurde, wie sie auf dem stark abschüssigen Wege jetzt bis dicht vor das Schloß gekommen waren. Und durch eine Hecke sich geschützt glaubend, riß er das fliehende Mädchen an sich und raubte ihr einen Kuß.

Mit lautem Hilferuf entwand sich Grethe ihm und stürmte dem wenige Schritte vor ihr auftauchenden, völlig verblüfften Heinz fast in die Arme.

„Hilfe, Herr Doktor," bat sie, „der Herr Baron . . ."

„Unverschämter," trat Heinz seinem Vetter zornsprühend entgegen, „hast Du denn gar kein Ehrgefühl?"

Harry brach in ein höhnisches Gelächter aus.

„Freilich," rief er, absichtlich laut und frech, „freilich — Du bezahlst besser als ich!"

Alle seine Ruhe verlierend, schlug Heinz ihm in's Gesicht, der Schlag klatschte durch den stillen Park.

„Das wirst Du mit Deinem Leben bezahlen!" schäumte Harry außer sich vor Wuth.

„Ich stehe Dir zu Diensten," versetzte Heinz Bergmann, und er führte das zitternde Mädchen davon.

„Also doch!" zischte Harry. Er machte jetzt Kehrt — sein Ziel war ja vorläufig erreicht. —

Wie betäubt war Heinz auf sein Zimmer gekommen. Zum zweiten Male war Harry gleich einem drohenden Gespenst vor ihm aufgetaucht. Was, um des Himmels willen, was wollte er von ihm?

Während er jetzt vom Fenster aus den Blick auf all' seinen Besitz hinausschweifen ließ, wurde ihm mit einem Male Harry's ganzes Verhalten klar. Nun erst begriff er, was er bisher nicht zu fassen vermocht, was er im Ernste nicht für möglich gehalten hatte. Gewiß, er hatte sich oft gesagt, daß Jener ihn hasse, daß er ihn beneide. Nichts erschien natürlicher, als das, wenn auch Heinz sich bewußt war, nach besten Kräften eine Abmilderung der nun einmal bestehenden Lage angestrebt zu haben. Noch nachdem Harry sich so brutal seinen Versöhnungsversuchen gegenübergestellt, hatte er nicht aufgehört, ihn als Vetter zu behandeln; er hatte Charlottens Bezüge derart erhöht, daß sie ihren Sohn reichlich hätte erhalten können. Mehr noch: als Charlotte weinend zu ihm kam und ihm von der drohenden Verabschiedung Harry's sprach, erbot er sich, noch einmal dessen beträchtliche Schulden zu bezahlen, und stellte dafür keine andere Bedingung, als daß Harry unter seinem Ehrenwort erkläre, sich fernerhin mit dem reichlichen Zuschuß einzurichten, der ihm nun schon seit dem Tode des Kommerzienrathes regelmäßig zufloß.

Harry aber hatte diese Erklärung abzugeben verweigert. Seither war er vor einigen Tagen beim Künstlerfest und nun heute Früh wie aus einer Versenkung vor ihm aufgestiegen. Man hätte blind sein müssen, um nicht Plan und Absicht in dem Allem zu erkennen. Dieser von Haß und Neid erfüllte Harry trachtete ihm nach dem Leben — er wollte ihn beerben, das wurde dem erschauernden jungen Manne jetzt entsetzlich klar.

Und nun war Jener am Ziele. Harry war ja bekannt als vorzüglicher Pistolenschütze, geübt in der Führung jeder Waffe: Heinz dagegen wußte kaum mit einer Pistole umzugehen; er mußte sich hinstellen, sich niederschießen lassen wie ein wehrlos gewordenes Thier, und Jener würde ihn gut auf's Korn nehmen.

Einen Ausweg gab es nicht. Er hatte den Vetter geschlagen — vor fremden Augen geschlagen — er durfte sich heute nicht weigern, ihm Genugthuung zu geben.

Und was hatte er verbrochen? Sein Reichthum war von seinem Vater ehrlich erworben worden, Heinz hatte ihn rechtlich ererbt und durfte sich auch sagen, daß er ihn gut verwende. Hatte er doch keine Leidenschaften — er that Gutes, arbeitete, strebte. Er half, wo Hilfe nothwendig schien, förderte das Wohl seiner Leute, war für jeden armen Studirenden, für jeden bedürftigen Künstler zu haben, und er hatte für seine Familie — für Charlotte und deren Sohn — über seine Pflicht hinaus gesorgt.

Freilich, Harry war durch seine Geburt um das Erbe gekommen, das ihm sonst zugefallen wäre. Aber wer konnte dafür? Durfte man mehr von ihm erwarten, als daß er immer und immer wieder seine Hand bot, den verarmten Vetter großmüthig und ausreichend zu versorgen?

Harry aber brannte vor Begier, das ihm entgangene Erbe als Herr antreten zu können. Daß er dabei zum Morde griff — denn das bevorstehende Duell kam einem Morde gleich — daß ein Unschuldiger dabei zu Grunde ging, kam ihm nicht in Betracht.

Heinz aber, der so jung, so vom Glück gesegnet, so voll Hoffnung für die Zukunft war, graute vor dem Tode. O, er hätte so gerne noch gelebt, um Hilda's willen, um seiner schönen, großen Ziele willen — so gern!

Aber er war auch ein Mann, er mußte sein Schicksal tragen.

An Hilda freilich durfte er nicht denken. Was würde aus ihr werden? Kein Zweifel — Harry's Gattin! Sie war ja ein starker Charakter, er hatte das mit stolzer Genugthuung erkennen gelernt, aber schließlich würde sie doch dem Drängen der Eltern, dem Zwang der Verhältnisse nachgeben müssen. Mit unsäglicher Bitterkeit sah er im Geiste Hilda und Harry — gar als ein glückliches Paar!

(Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

(Mit Bild auf Seite 209.)

Wenn die Resi aus ihrem Dorf in's Städtchen kommt, so verfehlt sie nicht, ihre Freundin Annemarie aufzusuchen, die dort in Dienst steht. In deren Küche wird dann geplauscht, und es ist merkwürdig, wie viel Neuigkeiten sich die Beiden jedesmal zu erzählen haben. Die Annemarie weniger; was sie erlebt, ist geringfügig und gleichgiltig für ihre Freundin vom Lande. Aber fragen thut sie viel nach Allem, was daheim sich ereignet: namentlich ob der Pepi brav ist, den sie als ihren Schatz ansieht, und ob — damit setzt sie die Resi in schamhafte Verlegenheit — sich dieser der Anderl noch immer nicht erklärt habe. Das Dirndl antwortet nicht mit dem Plaudermündchen darauf; doch seine Mienen zeigen, daß die Herzenssache gut steht. An diesem Punkt ist die Plauderei der Mädchen angelangt, wie unser Holzschnitt auf S. 209 nach dem hübschen Genrebilde W. Hasselbach's sie „sprechend" wiedergibt.

Die Lord Byron-Grotte bei Porto Venere (Oberitalien).

(Mit Bild auf Seite 212.)

Zwei Stunden von Spezia, dem größten Kriegshafen Italiens, stehen oben auf einer sich in's Meer hinaus erstreckenden Felszunge die verfallenen Mauern eines Domes, den dort 1118 die Pisaner an Stelle eines Venustempels erbauten. Davon führt der Ort Porto Venere seinen Namen. Nicht weit von diesem befindet sich die sogenannte Lord Byron-Grotte, die an den berühmten englischen Dichter erinnert, der von Genua oft dorthin kam, um Angesichts der schäumenden, über das Geklipp tosenden Meereswogen, umgeben von wildem und malerischem Geklüft, zu träumen und an seinen Gedichten zu schreiben. Die beiden letzten Gesänge seines „Child Harold" und sein 1822 erschienener „Don Juan" wurden in der Grotte bei Porto Venere, von der unsere Illustration auf S. 212 eine Ansicht bietet, ersonnen und zum Theil geschrieben.

Die Jagd mit den Jagdgeparden.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Die indischen Fürsten bedienen sich zur Antilopenjagd mit Vorliebe des Geparden oder Tschitahs, der den Uebergang von den Katzen zu den Hunden bildet und leicht abzurichten ist. Die gezähmten Jagdgeparden werden mit verbundenen Augen auf einen zweiräderigen Ochsenkarren gebracht und mit einem Strick festgebunden oder in einen Kasten gesetzt. So fährt man sie nach der Stelle, die als Sammelplatz der Antilopen erkundet wurde, und sucht möglichst nahe an eine Heerde heranzukommen. Ist dies gelungen, so macht man Halt, bindet die Jagdgeparden los und nimmt ihnen die Augenbinde ab (siehe unser Bild auf S. 213). Sobald sie die Antilopen sehen, drücken sie sich mit dem Bauche auf den Boden und kriechen schlangengleich, unhörbar, aber mit bewunderungswürdiger Behendigkeit, jedes Gebüsch, jeden Grasbüschel oder Erdhaufen als Deckung benutzend, unter dem Winde dahin. Sorgsam beachten sie jede Bewegung des Wildes. Sobald das Leitthier den Kopf erhebt, um zu sichern, liegen sie regungslos. Glauben sie jedoch, daß sie bemerkt werden, oder sind sie nahe genug herangekommen, dann eilen sie in gewaltigen Sätzen auf die erschreckten Thiere los, springen einem davon auf den Nacken, beißen ihm die Kehle durch und schlürfen das Blut. Jetzt eilen die Jäger herbei und legen den Geparden die Binde wieder um die Augen, trennen den Kopf der Antilope vom Rumpfe und fangen das Blut auf. Durch Vorhalten desselben bringen sie das Thier von seiner Beute ab und führen es am Strick wie einen Hund zum Karren zurück.

Die Ritter des Nebels.

Erzählung aus dem Leben eines berühmten Dichters.

Von **Valentin Fern.**

(Nachdruck verboten.)

Auf einem Felsenhang am nördlichen wildzerklüfteten Ufer der Bai von Solway, im südwestlichen Theile Schottlands, stand an einem schönen Sonntagabend im Oktober 1792 ein junger schlanker Mann und schaute auf die See hinaus, wo weiße, sich zusammenballende Nebelmassen in phantastischen Formen einherwallten, ein Spiel der leichten Südbrise, die vom Sankt Georgskanal und der irischen Küste herblies.

Traumverloren blickte der einsame Beobachter darauf hin. Sein hübsches Antlitz mit den treuherzigen braunen Augen beglänzte und verklärte poetisch der letzte Schimmer des scheidenden Tagesgestirns. Zwischen den Nebelmassen weit draußen schimmerten, wie die weißen Schwingen der Seevögel, die Segel einiger kleinen Fahrzeuge. Eines davon, und zwar ein kleiner, schneller Kutter, erregte vorübergehend die Aufmerksamkeit des einsamen jungen Mannes. Es war der an diesem Theile der Küste stationirte Zollkreuzer. Mit dem Kapitän des Kutters hatte der Beobachter vor einigen Stunden in dem kleinen Hafenorte Kirkcudbright zu Mittag gespeist und von dem erfahrenen, im Zolldienste ergrauten Seemanne die beiläufige Erklärung gehört: „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so gibt's heute eine sehr günstige Nacht für die Ritter des Nebels!"

„Die Ritter des Nebels? Was sind das für Leute?" hatte erstaunt der junge Mann gefragt, und der alte Seemann darauf geantwortet: „Ei, Sir, die verwünschten Ritter des Nebels sind eine wohlorganisirte Schmugglerbande, die in nebelerfüllten Nächten Wein, Bier, Branntwein, Tabak und andere Waaren, deren Einfuhr bei uns hohem Zoll unterliegt, heimlich in's Land schaffen, sehr zum Nachtheil der Staatskasse und zum beständigen Verdruß des Ministeriums. Ich habe deshalb schon einen Rüffel bekommen, kann's aber nicht ändern. Es müssen hier noch zwei Zollkreuzer mehr stationirt werden; das habe ich in meiner schriftlichen Antwort den klugen Herren am grünen Tische klar zu machen versucht; bisher freilich hat's nichts geholfen. Die Schmuggler stehen offenbar mit der Fischerbevölkerung im besten Einvernehmen und kennen viele heimliche Schlupfwinkel an der Küste zwischen Klippen, Sandbänken, Brandung und Uferfelsen. Im dicken Nebel steuern sie kühn da umher zur Nachtzeit, wo selbst am hellen Tage kein Lootse sich hinwagt!"

Die Lord Byron-Grotte bei Porto Venere (Oberitalien). (S. 211)

Doch die Erinnerung an dieses merkwürdige Gespräch entschwand dem stillen Beobachter der malerischen Naturschönheiten der Solwaybucht zur selben Zeit, als auch der Zollkreuzer draußen seinen Blicken entschwand, und wieder gab er sich träumerisch seiner poetischen Stimmung hin, indem er sich fester in seinen Mantel hüllte, denn der Wind wurde allmälig etwas stärker und kälter. — Er setzte sich auf einen Steinblock, zog sein Notizbuch aus der Tasche und begann Verse niederzuschreiben. In diese Beschäftigung vertiefte er sich bald so sehr, daß er gar nicht auf das Schwinden der Zeit achtete. Es verging so wohl eine gute halbe Stunde. Plötzlich zwang ihn die rasch eintretende Dunkelheit,

Indier mit Jagdgeparden auf der Antilopenjagd. (S. 211)

seinem poetischen Eifer Einhalt zu gebieten. Er steckte also den Bleistift in die Hülse und das Notizbuch in die Tasche. Dann schaute er sich verwirrt um. Der letzte Schimmer der Abendröthe war fast verschwunden. Dichter Nebel lagerte nun über Land und Meer und verhüllte selbst die allernächsten Felsenkuppen.

„Da habe ich wieder einmal beim Versemachen Zeit und Ort und Alles vergessen!" murmelte der einsame Naturschwärmer. „Nun, es thut ja nichts; mein Weibchen wird nicht in Sorgen um mich sein, da sie mich erst morgen Vormittag zurückerwartet. Wenn ich nur erst die Landstraße nach Dumfries wieder erreicht habe, so wandere ich noch eine halbe Stunde bis zum Wirthshaus ‚Zum goldenen Engel' und übernachte da. In der Frühe kann ich dann mit irgend einem Kärrner nach Dumfries fahren. — Aber von welcher Richtung bin ich eigentlich hergekommen, als ich die Landstraße verließ, um die Uferhöhen zu ersteigen? Ha, nun weiß ich's! Von dorther kam ich — dort muß also Osten sein — richtig!"

Und er suchte in Nebel und Dunkelheit seinen Weg durch die Felsenwildniß. Doch bald gelangte er zur Erkenntniß, daß die Sache ihre Schwierigkeiten habe, ja sogar Gefahren. Er verirrte sich gründlich und vermochte nicht, die Landstraße zu erreichen. Immer Felsen und wieder Felsen, nach welcher Richtung er auch hintappte, und beständig vernahm er das Tosen der Brandung, bald näher, bald ferner.

Endlich kam er zu dem weisen Entschluß, das gefährliche Umherklettern aufzugeben, um sich an einer vor dem Wind möglichst geschützten Stelle hinzulegen und allda in sicherer Ruhe den Anbruch des Tages zu erwarten. Das war ihm ja nichts Ungewohntes. Manche kühle Herbstnacht hatte er im Freien zugebracht auf der braunen Haide in seiner geliebten und vielbesungenen Heimath Ayrshire.

Er tastete sich in eine Schlucht, zog seinen Mantel fester um sich und legte sich dann wohlgemuth auf den harten Felsboden.

Eben wollten seine müden Augen sich zum Schlummer schließen, als er plötzlich sich aufrichtete und zu lauschen anfing. Was war das? Deutlich vernahm er heiteren Rundgesang. Männerstimmen sangen das launige Lied von „Jack Gerstenkorn", welches einige Jahre später Goethe in Weimar so sehr ergötzte. Das Lied von dem armen Jack Gerstenkorn, der so viele Feinde hat, die ihn unablässig verfolgen und peinigen, und zuletzt sogar sein Herzblut trinken — von Jack Gerstenkorn, der in die Erde vergraben, und nachdem er wieder herausgekommen, gemäht, gedroschen, geschrotet, zermalmt, gekocht und in Bier verwandelt wird.

Der Lauschende hörte die letzten Strophen, welche man ein wenig abgeändert hatte:

„Sein Herzblut zapfen wir zuletzt
Und trinken's in der Rund'.
Je mehr wir trinken, desto mehr
Wird uns're Freude kund.

Jack Gerstenkorn, der wack're Held,
Hat Edles viel erstrebt.
Denn kostet nur sein Blut: sogleich
Wird unser Muth belebt.

Drum lebe hoch, Jack Gerstenkorn!
Nehmt All' das Glas zur Hand.
Das beste Bier, das trinken wir
Im alten Schottenland! . . ."

Der lauschende Naturschwärmer murmelte entzückt: „Wo man das Lied von ‚Jack Gerstenkorn' so lustig singt, das ich einst in einer frohen Stunde dichtete, da wird man den verirrten Dichter willkommen heißen, ihn freundlich bewirthen und erquicken. Ich denke mir, es sind wackere Fischer, die da unten am Strande irgendwo lagern, oder lustige Küstenschiffer, oder vielleicht Kelp- oder Seetangsammler der großen Pottaschefabrik zu Kirkcudbright."

Der Rundgesang war inzwischen verstummt.

Der junge Mann im Mantel richtete sich auf und schrie so laut er konnte: „Heda, gute Leute! Helft einem verirrten Wandersmann!"

Sofort ertönte ein scharfer, schriller Pfiff, gleich darauf ein zweiter, dann war's wieder ganz still. Nur das Geräusch der Brandung und das stoßweise Aechzen des Windes war vernehmlich.

Er tappte vorsichtig aus der Schlucht und kam sogleich auf sehr abschüssiges Terrain. Der Nebel war schier undurchdringlich.

„Graliagh!" schrie plötzlich eine Baßstimme aus der Tiefe vor ihm. Das war ein altirländisches oder vielmehr gälisches Wort, dessen Sinn der junge Schotte nicht recht verstand. Vermuthlich bedeutete es: „Vorsicht!"

Eine andere Stimme, etwas ferner, antwortete, ebenfalls gälisch: „Agrah!" Dann rief Jemand in schottischer Sprache: „Halloh, Fremder, wo seid Ihr?"

„Hier!" schrie der Verirrte.

„Schön, Freundchen! Sogleich werden wir bei Euch sein!"

In der That, nach einigen Minuten kamen drei bärtige Männer von ziemlich wildem Aussehen an, die sich mit bewundernswerther Sicherheit auf den gefährlichen Felsenpfaden zu bewegen schienen. Zwei davon waren Irländer, der Dritte ein Hochschotte, wie sein malerisches Kostüm bewies.

„Landsmann," sagte der Verirrte zu dem Letzteren, „wahrhaftig, ich bin recht erfreut, Euch hier zu treffen!"

„Welcher böse Wind hat Euch hierher geblasen?" fragte der Hochschotte. „Was habt Ihr hier zu thun?"

„Die Freude an der schönen großartigen Natur hat mich auf den Strandfelsen gelockt — ich bin nämlich ein Dichter. Nebel und Dunkelheit überraschten mich zu früh — ich verirrte mich."

„So, so! Und ist das auch wirklich wahr?"

„Warum zweifelt Ihr?"

„Es kommt mir einigermaßen verdächtig vor."

„Freund, vor zehn Minuten habt Ihr mit Euren Kameraden da unten mein Lied ‚Jack Gerstenkorn' gesungen. Das habe ich gedichtet, ich bin Robert Burns."

„Hurrah!" schrie der Hochschotte begeistert. „Dann seid uns herzlich willkommen, lieber Landsmann, großer Dichter der Haide und des Gebirgs!"

Die Beiden schüttelten sich die Hände.

„Und wer seid Ihr denn, Freund?" fragte der Dichter.

„Ich gehöre zu den Rittern des Nebels! Dort unten ist in dieser schönen Nacht unser Lager und Stapelplatz."

Burns hatte zwingende Gründe, durch die offenherzige Erklärung des Bergschotten sich recht beunruhigt zu fühlen. Bestürzt stammelte er: „Ihr seid also ein Schmuggler?"

„Pst! Nennt mich nicht mit so häßlichem Namen! Wir Ritter des Nebels sind die wahren Wohlthäter des armen Volkes, wir versorgen die armen Leute mit billigem Whiskey, Wein, Bier, Tabak und anderen guten Sachen. Wir verabscheuen eben nur die Zölle!"

„Und ganz besonders die Zöllner!" sagte in seinem breiten Dialekt der eine Irländer. „Mit Vergnügen schlagen wir solche Schufte todt oder stürzen sie von den Felsen hinab in die See. Seid Ihr nun mit Eurem Larifari fertig, Macgregor?"

„Ja, Fergus."

„So meine ich, ist's am besten, wir bringen diesen verdächtigen Kerl, der hier bei Nachtzeit umhersteigt, zu unserem Lagerfeuer und beschauen ihn etwas genauer."

„Sprich etwas höflicher, Pat! Er ist — oder will sein der lustigste Dichter Schottlands, der außer ‚Jack Gerstenkorn' noch viele andere nette Lieder gemacht hat."

„Pah, wer weiß, ob's wahr ist, was er behauptet! So wahr ich Patrick O'Flanaghan heiße, ich frage überhaupt nicht viel nach Versen — gute Kartoffeln sind mir lieber. Vielleicht hat der Bursche Dir etwas vorgeflunkert, vielleicht ist er ein umherschleichender Spion, ein verkappter Zöllner!"

Burns erschauerte. Dazu hatte er auch alle Ursache.

„Nun, ich will in seinem Interesse das Beste hoffen," sprach Macgregor. „Klügere Leute mögen darüber entscheiden! Bringen wir ihn zu Rob Roy."

„Wer ist Rob Roy?" fragte der Dichter.

„Nun, unser Hauptmann ist's, der schlaueste Fuchs in den drei Königreichen," antwortete der Hochländer.

Burns begriff, daß „Rob Roy" nur der angenommene Name des Hauptmanns der Ritter des Nebels sei, hinter welchem er seinen wirklichen Namen listig verbarg. Uebrigens war der Name „Rob Roy" in den schottischen Sagen hochberühmt. Ein berüchtigter Freibeuter und Räuber hatte ihn einst geführt, dessen Grab auf dem Friedhof des Dorfes Balquidder noch gezeigt wird. Einige Jahrzehnte nach dem Zeitpunkte unserer Erzählung machte Walter Scott den Räuber Rob Roy zum Helden eines Romans.

„Folgt uns, Sir!" rief der Hochländer und gab seinen Genossen einen Wink.

Die beiden Irländer faßten den Dichter bei den Armen und führten ihn so, indeß Macgregor vorausging.

„Es scheint, ich bin Gefangener," sagte Burns.

„So ist's, Sir!" brummte O'Flanaghan grinsend. „Wir Ritter des Nebels sind verteufelt vorsichtige Leute; das könnt Ihr glauben, guter Sir!"

Behutsam stiegen sie abwärts. Endlich glühte Feuerschein durch den Nebel. Gleich darauf erreichten sie das Lager der Schmuggler am Strande, das phantastisch beleuchtet wurde von einem großen Feuer und mehreren flackernden Laternen. Viele Fässer und Ballen lagen da umher und noch mehr wurden emsig herbeigerollt und geschleift, jedenfalls von einem Boote, welches nahebei am Strande lag, des Nebels wegen aber nicht zu sehen war, ebensowenig wie das Schmugglerschiff etwas weiter draußen.

Etwa dreißig Männer zählte der Dichter; die Bande mochte aber vielleicht noch zahlreicher sein. Einige waren eifrig beschäftigt mit den Ballen und Fässern, Andere ruhten aus am Feuer, tranken und rauchten.

So sahen also die geheimnißvollen Ritter des Nebels aus! Viele davon gehörten wohl zur einheimischen Küstenbevölkerung. Sonst waren da Leute aus allen drei Königreichen, besonders auch Irländer und Bergschotten oder Hochländer.

„Ist dies der Bursche, der den Ruf erschallen ließ?" fragte ein finster blickender, riesenhafter Mann.

„Jawohl, Daniel," versetzte Macgregor. „Er sagte uns, daß er Robert Burns sei, der berühmte Dichter, dessen Lied ‚Jack Gerstenkorn' hier eben gesungen wurde."

„Unsinn!"

„Ich bin wirklich Robert Burns, Sir!" sagte der Gefangene.

„Lüge ist's! Ich weiß, Robert Burns wohnt in Ayrshire."

„Seit drei Tagen bin ich ansässig in Dumfries."

„Als was denn?"

„Als —"

Der Dichter zauderte. Es überlief ihn wieder ein Schauder.

„Aha — hier ist also etwas nicht richtig!“ rief der finster blickende Riese. „Geschwind, schält ihn ein bischen aus dem Mantel heraus, damit man ihn besser besehen kann!“

Die beiden Irländer kamen sofort der Weisung nach und rissen ihrem Gefangenen unsanft den Mantel ab. Da kam der verhaßte Uniformrock eines Zollbeamten zum Vorschein.

Alsbald ertönten wilde Schreie der Wuth.

„Ein Zöllner!“

„Ein Spion!“

„Schlagt ihn todt!“

„Führt den Schuft auf die überhängende Kuppe des Moffatfelsens und stürzt ihn in die Brandung!“

„Hört mich!“ schrie der gefährdete Dichter in Todesangst. „Ich bin wirklich Robert Burns — und seit drei Tagen angestellt als Steueraufseher in Dumfries! Ich bin kein Spion — also ermordet mich nicht!“

„Halt!“ rief Macgregor. „Dies ist ein eigenthümlicher Fall. Ich denke doch, es wird am richtigsten sein, den Hauptmann in dieser Sache entscheiden zu lassen!“

„Sei es denn,“ sprach der Riese Daniel. „Laßt ab von ihm, Leute! Es eilt ja nicht so, und er kann uns nicht entwischen. Wir haben ihn sicher genug!“

Der Hochländer fragte: „Wo ist jetzt Rob Roy?“

„Beim Boote,“ antwortete der Riese.

Zehn Stimmen riefen nun eifrig: „Rob Roy! Rob Roy!“

„Komme schon!“ schrie eine Stimme durch den Nebel.

Gleich darauf trat zum Feuer ein stattlicher Mann im mittleren Alter, mit intelligenten Gesichtszügen und funkelnden Augen. Er war besser gekleidet als die Anderen.

„Was gibt's denn hier so Wichtiges?“

Der Hochländer Macgregor und der Riese Daniel gaben ihm die nöthige Auskunft. Darnach wandte sich der geheimnißvolle Rob Roy an den Dichter und fragte: „Also Sie wollen Robert Burns sein?“

„Ich bin's wahrhaftig, Sir!“ versetzte der Dichter.

„So viel ich weiß, ist Burns, dessen poetisches Genie ich bewundere, aber doch in Ayrshire ansässig als Gutsbesitzer?“

„Ich war nur Pächter eines kleinen Gütchens. Bei der Landwirthschaft konnte ich nicht bestehen, der schlechten Zeitverhältnisse wegen. Es ging Alles traurig für mich zurück. Wohlmeinende Gönner in Edinburg, die ich mir durch meine Dichtkunst erworben habe, wollten mir nützlich sein und verschafften mir durch ihre Fürsprache die kleine Anstellung in Dumfries, wo ich Steueraufseher geworden bin mit siebzig Pfund Sterling Gehalt. Es ist das eigentlich keine passende Beschäftigung für mich; aber etwas Besseres konnte man mir nicht geben. Und die Einnahme, so klein sie ist, kann ich nur zu gut brauchen in meinen bedrängten Umständen.“

„Was Sie so treuherzig berichten, Sir, mag ja vielleicht Wahrheit sein. Doch Vorsicht ist die erste Tugend der Ritter des Nebels. Was haben Sie bei Nacht und Nebel hier am einsamen Strande zu thun?“

„Ich hatte heute, weil es Sonntag war, die Kollegen vom Zoll in Kirkcudbright besucht —“

„Auch den Kommandeur des Zollkreuzers?“

„Ja, mit dem und den anderen Herren habe ich zu Mittag gespeist.“

Einige der umherstehenden Schmuggler murmelten: „Verrath ist im Werke! Sendet dem Schiffer Nachricht hinaus!“

Burns rief: „Von Verrath kann hier gar keine Rede sein! Der Zollkutter ist, wie ich selbst gesehen habe, heute Abend nach der Insel Man hinüber gekreuzt.“

„Nun, wenn das auch nicht der Fall wäre,“ sprach Rob Roy, „wir sind wohlbewaffnet und fürchten den Zollkreuzer nicht, sofern uns nur nicht vom Lande her eine Gefahr droht. Wie sind Sie von Dumfries nach Kirkcudbright gelangt?“

„Mit einem Boote.“

„Und warum haben Sie sich nicht wieder auf dem Wasserwege nach Hause begeben?“

„Weil ich die Gegend kennen zu lernen wünschte, deshalb wählte ich für den Heimweg die Landstraße, welche ich unterwegs verließ, um die Strandfelsen zu ersteigen. Ueberwältigt von der Großartigkeit der Scenerie, gab ich mich einer poetischen Stimmung hin, schrieb Verse nieder und wurde unterdeß überrascht von der Dunkelheit und dem dicken Nebel. Ich konnte mich nicht mehr zurechtfinden, sondern verirrte mich gründlich.“

„Also Sie machten Verse?“

„Jawohl, denn ich bereite eine vermehrte dritte Auflage meiner Gedichte vor. Darin werden viele neue Lieder erscheinen.“

Rob Roy dachte eine Minute lang nach. Darauf sprach er: „Sie müssen beweisen, daß Sie wirklich der geniale Poet, der Stolz Schottlands sind! Die zweite Auflage der schönen Burns'schen Gedichte besitze ich. Deklamiren Sie uns ein ganz neues Lied! Ich verstehe mich sehr gut auf Literatur. Burns' Art ist ganz original und unnachahmlich. Ich werde dann zweifellos mit vollster Sicherheit beurtheilen können, ob Ihre Behauptung eine in der Noth ersonnene schlaue List oder ob sie unanfechtbare Wahrheit ist.“

„Ja, ja!“ murmelten einige Ritter des Nebels. „Das ist wahrlich ein schlauer Gedanke, auf den nur ein Mann wie Rob Roy gerathen konnte!“

„So höret denn mein neuestes Lied!“ sprach der Dichter siegesgewiß.

Und er sprach mit seiner wohllautenden Barytonstimme die prächtigen Verse:

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier;
Und jaget den Rothhirsch und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh!
Leb wohl, du mein Hochland, leb wohl, du mein Nord,
Geburtsland der Helden, der Edelsten Hort!
Die Irrfahrt des Lebens, wohin sie mich trieb,
Stets blieben die Berge des Hochlands mir lieb.
Lebt wohl nun, ihr Berge, mit Schnee hoch bedeckt,
Lebt wohl nun, ihr Thäler, so grün und versteckt,
Lebt wohl nun, ihr Wälder, die üppig ihr sprießt,
Lebt wohl nun, ihr Ströme, die rauschend ihr fließt!
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier;
Und jaget den Rothhirsch und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh!“ . . .

Als der Dichter geendet, erscholl allgemeines Beifallsgeschrei. Besonders begeistert waren natürlich die Hochländer.

„Das ist Robert Burns!“ rief Macgregor. „Kein anderer Poet kann solche herrliche Verse machen.“

„Ja, das ist Robert Burns!“ riefen auch die Anderen. „Es lebe der schottische Dichter!“

Rob Roy aber sagte lächelnd: „Werther Meister, Sie sind der einzige Zöllner, vor dem wir Achtung haben. Ihren Kollegen wäre es in solcher Lage sicherlich sehr schlecht ergangen. Aber der große unvergleichliche Dichter ist uns heilig! Für Sie keine Todfeindschaft, sondern die echte alte herzliche schottische Gastfreundschaft!“

Burns mußte sich nun an's Feuer setzen und wurde mit Speise und Trank bewirthet von den Rittern des Nebels.

„Nach drei Stunden werden wir spurlos von hier verschwunden sein,“ bemerkte der Hauptmann der Schmugglerbande. „Die Zollwächter brauchen hier nicht zu suchen, sondern können sich die Mühe sparen, denn sie würden doch keine Kisten und Ballen finden.“

„Wenn ich Sie verlassen haben werde,“ sprach der Dichter, „so wird dies Alles hinter mir liegen wie ein nebelhafter Traum.“

„So ist's gut, Sir. Macgregor wird Sie auf den rechten Weg bringen.“

„Dazu bin ich mit Freuden bereit!“ bestätigte der Bergschotte.

Nachdem Burns sich eine Stunde ausgeruht, nahm er Abschied von den Rittern des Nebels. Sein Begleiter führte ihn sicher durch tiefe Schluchten und auf einem schmalen Felsenpfade an steilen Abhängen entlang. Nach einer Stunde standen sie plötzlich auf der Landstraße.

In der Nähe krähten Hähne. Es mochte gegen vier Uhr Morgens sein.

„Sehen Sie dort das Licht durch den Nebel schimmern?“ fragte der Hochländer. „Das ist das Wirthshaus ‚Zum goldenen Engel‘. Nun finden Sie Ihren Weg wohl selbst weiter.“

„Gewiß! Ich danke, Landsmann!“

„Wenn Sie jemals die Ritter des Nebels poetisch verarbeiten wollen, so machen Sie uns nur nicht gar zu schlecht in Ihren schönen Versen, darum bitte ich noch!“

„Als Dichter bin ich kein Zöllner und sage vergnügt: Es lebe die Romantik!“

„So leben Sie wohl, Sir!“

„Lebt wohl, mein lieber Landsmann!“

Der Bergschotte trat zurück und verschwand im Nebel. Burns schritt dem nahen Wirthshause zu und trat in's Gastzimmer, wo schon einige Kärrner sich befanden. Zwei Stunden später fuhr er gemächlich nach Dumfries.

Nachdem er das merkwürdige nächtliche Abenteuer seiner Frau erzählt hatte, sagte er zum Beschluß: „Das ist also der Sieg der Poesie! Kann man damit auch nicht Löwen und Tiger bändigen, so doch Schmuggler und andere unheimliche Gestalten des Nebels und der Nacht. Wäre ich nur ein Zöllner, so hätte man mich vielleicht umgebracht, aber da ich ein Volksdichter bin, so wurde ich hochgeehrt von den Rittern des Nebels!“ —

Einige Tage später wurde auf geheimnißvolle Art an Burns ein Korb mit fünfundzwanzig Flaschen von dem allerbesten alten Portwein gesandt. Dabei lag folgender Brief:

„Sir!

Anbei lasse ich Ihnen einen guten, stärkenden Labetrank überreichen, womit Sie Ihre poetische Begeisterung anfeuern mögen, um noch mehr Schönes zu schaffen. Sobald die neue Auflage Ihrer Gedichte erschienen ist, werde ich sogleich ein Dutzend Exemplare kaufen für mich und die Gesellschaft.

Verehrungsvoll Ihr Bewunderer
Rob Roy,
Hauptmann der Ritter des Nebels.“

— — — — — — — — — —

Die wegen der vielfachen Plackereien ihm so widerliche Anstellung im Zollfach mußte Robert Burns aus Noth beibehalten. Der große Kritiker Carlyle sagt darüber: „Für einen Mann, wie Burns, wußte die Welt kein schicklicheres Geschäft zu finden, als daß er sich mit Schmugglern und Schurken herumzanken, Zolleinnahmen berechnen und Bierfässer untersuchen mußte. In solchem Abmühen wurde dieser Geist kläglich vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, ehe uns ein gleicher wieder gegeben wird!“ —

Der große Dichter starb — erst siebenunddreißig Jahre alt — an der Auszehrung am 21. Juli 1796. Bei Lebzeiten hatte man ihn verkümmern lassen, nach seinem Tode wurden ihm prächtige Denkmale errichtet. Das ist ja freilich immer so gewesen, es ist auch noch heute so.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine lohnende Doppelrolle. — Der unter Kaiser Nikolaus bekannte Komiker des kaiserlichen Theaters zu St. Petersburg, A. Martynow, wendete sich einst an den Fürsten Wolkonskij, den kaiserlichen Intendanten, mit der Bitte, ihm einen Urlaub und eine Geldunterstützung zu einer Reise zu gewähren, wurde aber abschläglich beschieden. Allein Martynow verlor nicht die Hoffnung. Er erfuhr nämlich, daß der Kaiser den Fürsten meist zu bestimmter Stunde besuche, und fand sich zu dieser Zeit, kurz vor dem Erscheinen des Kaisers, wieder im Vorzimmer des Fürsten ein.

„Was machst Du hier, Martynow?" fragte ihn der Kaiser, als er an ihm vorbeiging.

„Ich wollte, Majestät, meine Bitte um Urlaub wiederholen."

„Komm' mit mir, ich werde Dein Fürsprecher sein beim Intendanten."

So trat er in Begleitung Martynow's in das Kabinet des Fürsten und sagte zu Letzterem: „Ich habe einen Bittsteller mitgebracht ... Ja, aber" — mit diesen Worten wendete er sich an Martynow, „zuerst mußt Du mich spielen, also mich kopiren."

Martynow gerieth in Verlegenheit. „Das kann ich so nicht, Majestät, da ich dazu Garderobe brauche."

„Dummes Zeug, spiele, wie Du es verstehst; es bleibt ja Alles unter uns."

So mußte nun Martynow sich dem kaiserlichen Wunsche fügen. Er erbat sich wenigstens den Helm des Kaisers, den ihm dieser lachend darreichte. Hierbei muß bemerkt werden, daß der Schauspieler ziemlich hager war; von nicht großer Gestalt, daß ihm also der Helm zu groß und breit war. Martynow setzte jedoch den Helm auf, richtete sich empor, streckte den rechten Fuß vor, hob den Kopf in die Höhe und fragte den Intendanten, indem er die Stimme des Kaisers täuschend nachahmte: „Durchlaucht, wie sind Sie mit dem Schauspieler Martynow zufrieden?"

Dann, ohne die Antwort abzuwarten, nahm er schnell den Helm ab, nahm vor dem Kaiser die Haltung Wolkonskij's an und antwortete mit der Stimme des Letzteren unter tiefer Verbeugung: „Sehr zufrieden, Majestät!"

Sofort setzte er den Helm wieder auf und fuhr im Tone des Kaisers fort: „Wenn Sie, Fürst, mit Martynow zufrieden sind, so lassen Sie ihm tausend Rubel auszahlen und geben ihm drei Monate Urlaub."

Humoristisches.

Eine kleine Verwechselung.

Generaldirektor: Ich habe Ihnen was Neues mitzutheilen, Herr Maier.

Studiosus Maier: Und das wäre?

Generaldirektor: Kürzlich fühlte ich mich veranlaßt, meinen Sekretär zu versetzen.

Studiosus Maier (zerstreut): Ach, das interessirt mich kolossal! Wie viel haben Sie denn d'rauf bekommen?

Naive Ansichten.

Alter Freund: Sie sind in Thränen?

Junge Frau: Ach, mein Mann machte mir wegen einer Rechnung über meine Badetoiletten eine furchtbare Scene!

Alter Freund: Unbegreiflich! So ein Schwimmanzug kann doch nicht viel kosten!

Dann fuhr er wieder als Intendant fort: „Soll sofort geschehen, Majestät!" —

Der Kaiser lachte unaufhörlich und sagte schließlich: „Wenn Martynow in meinem Namen Dir befohlen hat, ihm tausend Rubel zu geben, so gib sie ihm. Er ist dessen werth als vollendeter Komiker. — Ich danke Dir, Du hast uns sehr amüsirt, erhole Dich ordentlich und schone Deine Gesundheit."

Diese Anekdote ist nach den eigenen Worten Martynow's aufgezeichnet, der sie mit Vorliebe erzählte. [—dn—]

Eine komische Einschränkung. — Der Sultan, obwohl er auch der „Schatten Gottes" heißt und obwohl sein Wort in der ganzen Türkei Gesetz ist, erleidet dennoch eine gewisse Einschränkung, die nicht der niedrigste seiner Unterthanen theilt. Er darf nämlich weder rauchen noch schnupfen, weil „der Kopf einer so hoch gestellten Person immer klar bleiben soll". Die Idee, die diesem Gesetz zu Grunde liegt, ist so übel nicht, wenn auch die Anwendung in's Komische fällt. [H. Th.]

Seltsames Testament. — Der im Jahre 1853 zu Bern verstorbene Turnlehrer Elias hinterließ ein originelles Testament. Er vermachte nämlich der Stadt nicht unbedeutende Summen zu gemeinnützigen Zwecken, knüpfte jedoch die Bedingung daran, daß sein Skelett im städtischen Museum für Naturgeschichte aufgestellt werde, damit an ihm die wohlthätige Wirkung des Turnens auf den menschlichen Körper erkannt werden könne. [C. G.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 26:

Mit einem Pfennig Frohsinn kann man ein Pfund Sorge vertreiben.

Räthsel.

Wie wenig du auf Erden suchst,
Mich wirst du immer seh'n;
Wie viel das Leben dir versagt,
Ich kann dir nicht entgeh'n;
In jeder Liebe, jedem Leid
Hast du mich sicherlich;
Allein im Glück, in Glanz und Ruhm
Suchst du vergebens mich.
Kein Fürst, kein Prinz, kein König hat
Mich jemals sein genannt;
Doch niemals ohne mich beherrscht
Ein Kaiser deutsches Land.

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 28.

Kapsel-Räthsel.

Sieht man Ischl darin liegen,
Tummelt's sich im Rhein;
Fehlet das genannte Städtchen,
Heißt's gleich: das ist fein!

[E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösungen von Nr. 26:

des Logogryphs: Kegel — Pegel — Segel — Egel; des Räthsels: Steuer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.